

# Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“ und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald. Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 5. Februar 1903.

(Nachdruck verboten.)

## Ein Sünder.

Roman von B. Buchwald.

(Fortsetzung.)

Asta aber sieht den Vater an, als verstände sie ihn nicht, dann fragt sie:

„Tot? So tot wie des Gärtners kleiner Franz, den sie mit Blumen bekränzt in einen Sarg gelegt und in der Erde verscharrt haben, — so tot ist Werner?“

„Schlimmer noch“, entgegnet mit einem eigentümlichen Lächeln der Freiherr, „und nun geh', mein Kind, ich habe zu tun.“

Asta schlägt die Hände vor das schöne Gesicht und weint bitterlich.

„Werner kommt nie mehr zurück“, schluchzt sie, dem alten, grauen Diener um den Hals fallend, der auf einen Wink des Freiherrn herbeigeeilt ist und die Kleine auf seinen Armen hinansträgt.

„Von welcher Schmach eines Stauffungen Sie Vate sein müssen, junger Freund!“ beginnt der Freiherr. „Der letzte Dienst, den Sie dem Ehrlosen erweisen! Nehmen Sie meinen Dank hierfür, wie auch für den anderen Dienst, welchen Sie dem Unglücklichen und mir geleistet. Ich bin Ihr Schuldner und Ihnen von Herzen dankbar!“

„Sie schlagen eine getane Pflicht zu hoch an“, wehrt Wittdorf kalt ab.

„Pflicht! Pflicht!“ lacht kurz der Freiherr auf. „Pflicht ist es eher, dem Ehrlosen jede Hilfe zu versagen, als durch den Versuch, die Schuld zu verdecken, andere Schwache zur Nachahmung anzufeuern. Oder meinen Sie nicht, daß ein mit dem Rodey der Ehre ebenso wenig Vertrauter, als — Ihr ehemaliger Freund“ — er vermied absichtlich „Werner“ oder „mein Sohn“ zu sagen — „es verstehen könnte, flott drauf los zu leben und zu fälschen, in der Hoffnung, einen von idealen Pflichten gleich durchdrungenen Freund zu finden, wie Sie sind?“

Des Freiherrn zynische Grausamkeit bringt Wittdorfs heißes Blut in Wallung. Er entgegnet:

„Ich pflege nicht zu überlegen, was ich in solchen Fällen Menschen gegenüber tun würde, die ich möglicherweise nie kennen lernen werde. Ich sehe nur den geraden Weg vor mir. Und hier danke ich jetzt dreimal dem Schicksal, daß ich im Besitz jener Summe war, die ich Werner immer wieder mit Freuden zur Verfügung stellen würde — wollte Gott —, um ihn glücklich zu machen! Und ich muß Ihnen ferner, Herr Baron, bekennen, daß ich die Ehre, Ihr Gläubiger zu sein, ablehnen muß. Wie gern

ich Ihnen persönlich jederzeit dienstbar bin — in diesem Falle hatte ich nicht Sie im Auge, sondern lediglich Werner, Ihren Sohn, meinen Freund. Und ihn, dem ich heute noch jedermann gegenüber Bürgerschaft leiste, wie sehr er auch gefehlt, betrachte ich als meinen Schuldner, der mir, so Gott ihm das Leben schenkt, die für ihn ausgelegte Summe zurückzahlen wird — ob früh, ob spät, auf welche Weise, — ich weiß es nicht, aber daß er es tun wird, dafür stehe ich!“

Spöttisch hat der Freiherr mit seinem kalten, wie aus Stein gemeißelten Gesicht den Sprecher betrachtet, dann fragt er kurz:

„Sie, ein Offizier, lassen sich zu einer fulminanten Verteidigungsrede des Ruchlosen herbei?“

„Der Offizier verdammt, wie Sie, den Unglücklichen, der so arg die Begriffe von Ehre verwechselt hat, und duldet nicht mehr, daß er seines Königs Rock trägt. Aber der Freund, der Mensch, hat, wie der Vater, das Recht, an dem Strauchelnden nicht ganz zu zweifeln“, sagt Wittdorf bleich und erregt und fährt fort: „Seelenkrank ist Werner gewesen, als er die furchtbare Tat beging, seelenkrank von dem Tage an, wo ihm ein Dubsstreich die Braut rauben wollte, und sein Leiden verschärfte und verdreifachte sich, als sich ihm in dem Kampfe um jene Hindernisse in den Weg stellten. Und daß er jetzt genesen ist, darf den Offizier nicht anfechten, wohl aber dem Freunde Grund geben, ihm zu verzeihen!“

„Sie sind ein moderner Philosoph, der in Temperament und Veranlagung die Entschuldigung für Verbrecher findet.“

„Ob Philosoph oder nicht, Herr Baron, in erster Linie bin ich Mensch. Als solcher fühle ich mit Werner, meinem armen Freunde, und weiß, daß in seinem bedauerlichen Falle die Schuld die Strafe in sich trägt. Ich verstehe mich schlecht auf Prophezeiungen, dennoch sage ich mit Bestimmtheit voraus, daß Werner die Schuld ehrenhaft sühnen wird.“

Der Freiherr hatte ein sarkastisches Wort auf der Zunge, als seine Gemalin hereintritt und bleich, mit erschreckter Stimme fragt:

„Werner ist tot? Ist es wahr, was Asta sagt?“

„Er ist tot für uns, für die Welt, gestorben an einem Fallissement seiner Ehre“, sagt scharf der Baron.

Wittdorf tritt auf die sprachlose Baronin zu, und, sie begrüßend, empfiehlt er sich zugleich. Ihm brennt der Boden unter den Füßen, während die Atmosphäre, die seine Stirn umweht, ihn grausam kalt erscheint.

Hier ist kein Geld für sein warmes Herz.

16.

Nun hat Wigdorf die dritte Station zu erklimmen. Er weiß ja, daß in der Bürgermeistersvilla sich ein Mädchenherz in Erwartung grämt, und wenn er ihren Harm auch nur vergrößern kann, so hält er es doch für seine Pflicht, ihr Gewißheit zu bringen, ehe sie die grausige Wahrheit durch rohe Zungen erfährt. Er hatte seinen Besuch ausdrücklich nur der Tochter melden lassen, und Margarete empfängt ihn, die abgehärmten Wangen jetzt gerötet vor freudiger Erregung.

„Sie kommen von Werner“, ruft sie, ihm beide Hände entgegenstreckend, „Sie bringen mir Grüße, vielleicht einen Brief?“

Er neigt sich über ihre Rechte und küßt dieselbe.

„Grüße, innige Grüße bringe ich“, sagt er mit tief bewegter Stimme, und mit einem Lächeln entgegnet sie:

„Gott sei Dank, so befindet er sich besser, kehrt bald zurück?“

Es ist ihm unsäglich schwer, so viel Hoffnungen niederzuschmettern, dieser lächelnden Unwissenheit, wie er wähnt, die schaudervolle Wahrheit enthüllen müssen.

Margarete wartet keine Antwort ab. Sie führt ihn nach dem Erker, bittet, Platz zu nehmen, und von Werner zu erzählen. Er spricht von dem Rückfall, durch eine Erregung hervorgerufen, und von der seitens des Arztes trotz dessen gehoffter Genesung, aber von der Rückkehr spricht er nicht.

Für sie ist diese das einzig wichtige Ding. Sie sagt:

„Seine Anwesenheit ist so dringend notwendig, um all die Lügen, die über ihn in Umlauf sind, zu zerstreuen!“

Ah, sie weiß schon, und hält alles für Lüge — armes, zertretenes Frauenherz!

Sie deutet kein Schweigen falsch.

„Sie wissen nicht“, fährt sie fort, „was man sich hier von Werner erzählt? Mein Vater brachte die Neuigkeit vom Stammisch mit und glaubte, mich — Sie wissen, daß unser Bündnis Feinde hat — dadurch von Werner zu trennen. Doch ich durchschaue die Lüge!“

Wie ist sie schön in ihrer Entrüstung, in ihrer Verteidigung des Geliebten, und die Zerstörung dieser Zuversicht dünkt Wigdorf einer Tempelschändung gleich. Soll er ihren Wahn vernichten? Doch schon liebt sie mit der Hellschere der Liebe Unheil von jenem ernstesten Gesicht. Und tief erbleichend, von einer unbestimmten Ahnung erfaßt, jagt sie:

„Sie verbergen mir etwas, Herr von Wigdorf!“

Er muß sprechen. Soll er sie langsam auf die Wahrheit vorbereiten? Doch er verfleht sich schlecht auf diese Folterqual, und wissend, daß ein rascher Hieb der schmerzloseste ist, sagt er kurz:

„Was Sie gehört, ist Wahrheit!“

Sein Gesicht zeigt so aufrichtigen Schmerz, daß sie nicht zweifelt. Aber keine Ohnmacht, kein Aufschrei erfolgen. Sie wird nur totenbleich, ihr Auge erweitert sich, und das ganze Antlitz trägt den Ausdruck versteinerten Leidens! Wigdorf glaubt, sie verurteile Werner erbarmungslos als den Mörder ihres Glückes, und die Trauer, die aus dem Angesicht spricht, gelte der verschundenen, früh gestorbenen Liebe. Nun sitzen sie einander gegenüber; nach einer Weile fällt es leise von ihren Lippen:

„Und ich darf nicht bei ihm sein, um ihm zu helfen, die Qual zu tragen!“

Staumend sieht Wigdorf auf. Das ist die alles duldende, alles verzeihende Liebe, von der die Bibel spricht. Wigdorf, der Mann mit dem Kinderherzen, fühlt, wie sein Auge feucht wird, und wie sein Herz bewundernd höher schlägt.

„Sie verurteilen Werner nicht?“ fragt er.

„Ich bin nicht blind für das Unrecht, das er begangen, aber — ich weiß, daß er Höllenqualen darunter leidet und“ — sie vollendet nicht und errödet heiß.

Er aber weiß, was sie sagen will, er liest es von dem holden Mädchenangezicht, und die Worte lauten: „Und meine Liebe höret nimmer auf, sie wankt und stürzt nicht unter dem furchtbaren Streich.“

Er erhebt sich und küßt ehrfurchtsvoll ihre Hand, in diese das Versprechen niederlegend, daß er gleich ihr zu Werner stehen wolle, wie auch die Welt über ihn entschied.

„Ich weiß es, daß die Menschen ihn verdammen, und die, die ihm einst geschmeichelt, ihm kaum die Hand reichen werden“, sagt sie, und Tränen zittern in ihrer Stimme, „denn die Welt ist überfüllt mit Pharisäern, die sich vor die Brust schlagen und Gott danken, daß sie nicht sind, wie jener Zöllner.“

„Werner ist nicht arm, wenn er ein Kleinod, wie Ihr Herz, sein eigen nennen kann“, sagt Wigdorf, mit Rührung und Bewunderung die anmutige und doch stolze Gestalt des Mädchens, das sich nun auch erhoben hat, betrachtend.

„Ach, was kann ihm meine Liebe nützen? Sie kauft ihn nicht los von der begangenen Tat, und sie darf nicht einmal, von der Menschen Grausamkeit gefesselt, die Reue, die an seinem weichen Herzen wie höllisches Feuer brennt und schlimmer ist, als der Menschen Verachtung, lindern helfen.“

„Wie Sie ihn kennen! Auch ich bin überzeugt, daß Werner die Schuld kraft seiner besseren Natur, und nicht durch des Gesetzes Folgen bereut. Und aus diesem Grunde entziehe ich ihm meine Freundschaft nicht.“

„Und wie glücklich sind Sie! Frei und ungehindert als Mann werden Sie ihn sehen“, sagt sie, die Augen erwartungsvoll zu ihm aufschlagend.

„Gewiß, ich werde ihn sehen, und was darf ich ihm von Ihnen bringen?“

„Die Versicherung von meiner unwandelbaren Liebe und Treue“, entgegnet sie, in Tränen ausbrechend.

Wigdorf geht mit dem Versprechen, ihr wieder von Werner Nachricht zu bringen, da sie selbst keinen Gruß, keinen Brief an den Geliebten gelangen lassen und von ihm erhalten darf.

Er schlendert langsam seiner Wohnung zu, und in der lauen Sommerluft kommt er sich vor wie ein Mensch, welcher vom schlammigen Weg in eine blühende Dase getreten ist. Durch den Pfuß der Gemeinheit ist er am Morgen gewatet, welcher Grausamkeit hat er am Mittag ins Auge geschaut, und an welcher reichem Horn von Liebe, Demut und Treue hat er am Abend gestanden! Und wie würde Margareten's Schicksal sich gestalten? Trauriger noch, so dünkt es ihn fast, als Werners mit eigener Hand so frevelhaft zerstörtes Leben.

17.

Die erste Kunde von Werners Tat hat Margarete von ihrem Vater erhalten. In großer Erregung war er eines Tages nach Hause gekommen, hatte triumphierend die Neuigkeit erzählt und — ein Lächeln geerntet.

„Wie Du nur solche Gerüchte glauben kannst, Papa!“ war die ruhige Antwort gewesen.

Heute kommt er mit noch günstigeren, das heißt Werners Schuld ins grellste Licht setzenden Nachrichten heim und trifft ein bleiches, abgehärmtes, aber kein ungläubiges Kind mehr an.

„Ich weiß alles, Papa!“ sagte Margarete leise.

„Bist Du nun von der Nützlosigkeit dieses Buben überzeugt, Gretchen? Welch eine Schmach, daß er jemals unser Haus betreten hat, und daß ich mich von dem windigen Gefellen blenden ließ!“ Und als sie nicht antwortet, weil ihr jedes Wort verloren dünkt, fährt er fort:

„Und welches Glück, daß wir zur rechten Zeit seinen Schurkenstreich erfuhren! Denn ich will es Dir nur gestehen, Gretchen,

als ich Dich um diesen hübschen, leichtsinnigen Gesellen so jämmerlich leiden sah und hörte, wie Du weintest und schluchztest, da war ich darauf und daran, ihm zu schreiben, er möge nur kommen und Dich samt den leidigen Wechselln lösen. Aber er lag krank darnieder — und nun kommen die Enthüllungen. Wahrlich, ein glücklicher Stern hat über Dir, mein armes Kind, gewaltet“, und er will sie an seine Brust ziehen. Doch sie läßt es nicht geschehen; sie will keine Berührung mit Werners Feinden, auch wenn dieser eine ihr Vater ist. Eine Verteidigungsrede für den Geliebten auf den Rippen, steht sie doch davon ab, weil sie deren Zwecklosigkeit einsieht. Sie antwortet mit verhaltener Erregung:

„Eine Verbindung mit Werner ist in der Tat jetzt unmöglich. Ich weiß auch nicht, ob eine Zeit kommen wird, wo ich das Glück, ihm angehören zu dürfen, erfahren werde. Eins aber weiß ich, daß meine Liebe ihm bleibt in Ewigkeit, und daß sie größer ist im Unglück, als einst im Glück.“

„Aber ich verbiete Dir die Liebe zu diesem Wicht!“ poltert der Bürgermeister hervor und wird rot vor Zorn. „Siehst Du denn nicht ein, daß ich es gut mit Dir meine? Aber ich glaube gar, Du heiratest den Gesellen ohne meine Erlaubnis.“

„Ich bin Dein Kind“, sagt sie zitternd, „und Du hast über meine Handlungen zu gebieten, und darum fürchte nichts, ich tue nichts ohne Deine Erlaubnis. Aber meinem Herzen kannst Du nicht gebieten, sobald es in stiller, untätiger Liebe verharret.“ Sprichts und verläßt das Zimmer, und damit ist jeglicher weiche Einfluß auf den Vater dahin.

„Ihr Eigensinn muß gebrochen werden“, sagt er sich und beschließt, die Ratsschlüge seines treuen Ablatus Baffow zu befolgen und Margarete auf das peinlichste bewachen zu lassen.

Nicht, wie Wigdorf gehofft, darf dieser in persönlichen Verkehr mit Margarete treten, da sich der Bürgermeister so kühl, ja, in seiner rücksichtslosen Art abstoßend gegen ihn verhält, daß der junge Offizier in der Villa nicht mehr erscheinen kann.

Er gibt aber briefliche Nachricht von Werners Ergehen — und so gelangt eines Tages auch die unter diesen Umständen günstige Kunde an sie, daß die zahlreichen Feinde und Neider Werners um einen Skandalprozeß ärmer seien; denn die Klage um Einlösung der Cheek muß zurückgenommen werden, da die Schuld getilgt ist. Was aber die Urkundensälschung anlangt, so wird dem Staatsanwalt jedes Recht zum Einschreiten entzogen, da Wigdorf die Anweisungen im Namen des Freiherrn eingelöst und dieser keinen Strafantrag erhoben hat. Er schont den Sohn, wo es des Stammes Ehre gilt, und vor dem Zuchthaus ist demnach ein Rauffungen bewahrt.

Aber das Kriegs- und Ehrengericht darf jene unheilswirrenden Gerüchte nicht ununtersucht lassen; in geheimen Sitzungen, bei denen Wigdorf Zeuge ist, wird der Schiedsspruch moralischer Vernichtung über Werner ausgesprochen, wird er nach dem Militärstrafgesetzbuch seiner Würde und seines Ranges entkleidet und zu Festungshaft verurteilt. Daß Werner selbst sein Vergehen gemeldet, bezw. melden ließ, mildert seine Schuld und überhebt den alten, stolzen Freiherrn von Rauffungen, als Zeuge gegen den eigenen Sohn vor dem Kriegsgericht erscheinen zu müssen.

Margarete will des Fürsten Gnade für Werner anflehen, aber Wigdorf schreibt ihr darüber:

„Seine Hoheit ist konstitutioneller Fürst, und der Edelmann muß ihm mit dem niedrigsten Untertanen gleich sein. Nein, Werner muß die Strafe, welche über ihn verhängt ist, tragen, was in den Gesetzen, welche er verletzt, seine rechtmäßige und für die gedeihliche Fortentwicklung der Armee heilsame Begründung hat. Wir können und dürfen nicht daran rütteln, wir dürfen aber trotz alledem treu zu ihm stehen!“

In Baden-Baden ist die Saison noch nicht vorüber, und ein warmer, sonniger September lockt tausende von Touristen und Badegästen heran. Zu den letzteren gehört auch der Bürgermeister Behrens, welchem die Aerzte die warmen Quellen des Schwarzwaldes gegen seinen Rheumatismus und die unangenehmen Folgen des allzu häufigen Genusses von Austern und Sekt verordnet haben. Zwar hat er gegen den schönen Ort eine Antipathie, welche darin fußt, daß er den kranken Rauffungen dort vermutet, doch Baffow, der ihn begleitet und seine Chronik ist, halte mit positiver Genauigkeit versichert, daß der verhaßte und gedemütigte Gegner längst die Festungshaft angetreten habe. Doch irrt er sich.

Werner ist bisher zu einer Reise unfähig gewesen. Heute hat ihm der Arzt den ersten Ausgang gestattet, und zu diesem rüstet er sich, als der Postbote hereintritt und ihm einen umfangreichen Brief überreicht. Er erkennt die Handschrift seines Vaters, die ihn so unheimlich an die eigene erinnert und ihm das Blut in die Schläfen treibt. Er versucht hastig das Kuvert zu öffnen, aber die körperliche Schwäche läßt ihn des Bitterns seiner Hände kaum Herr werden. Mit nervöser Eile gelingt es ihm endlich, das Papier zu entfalten, und da — was liest er?

Was er längst gewußt und was doch mit betäubender Überraschung jetzt auf ihn eindringt. Er wankt und muß sich an der Lehne eines Stuhles festhalten; um nicht zu sinken, läßt er sich auf ihn nieder, und wie ein verwundetes Tier aufstöhnend, stützt er todesmüde das Haupt in die Hände.

Das Schreiben enthält nichts weiter als den Auszug aus den Statuten seines väterlichen Majorats, nach welchem derjenige die Herrschaft nicht antreten darf, der eine ehrlose Tat begangen hat. Und diesem Schriftstück liegt ein Bogen bei, der die Verzichtleistung enthält und den er unterschreiben soll.

Schräg fällt die Sonne durch das Fenster und gleitet mit dem Duft verspäteter Rosen über den tiefgebeugten Mann. Auf seinem Gesicht ist der Ausdruck heiterer Sorglosigkeit und fecker Zubericht dem tiefer Schwermut und Lebensüberdrusses gewichen. Und was den einst so elastischen Geist am meisten niederdriickt, ist die Selbstanlage, die Selbstverachtung, die mit Geierklauen an ihm zerren.

Jetzt nimmt er die Feder und will schreiben, doch schon wirft er sie fort.

Ist das, was man von ihm verlangt, nicht bis zur Lächerlichkeit grausam? Das Hausgesetz stößt ihn von der Erbfolge aus dem alten Stammsitz — wozu noch seine Unterschrift? Das ist die peinliche Genauigkeit seines Vaters — o, hätte er sie befehlen! Das strenge Rechtsgefühl des Freiherrn erscheint seinem Leichtsinn gegenüber in kräftigstem Gegensatz. Und er, der die Begriffe von Ehre und Moral so verworren gehandhabt hat, darf den nicht richten, der grausam, aber in tadelloser Rechlichkeit vor ihm steht.

Da nimmt er rasch und ohne zu zittern die Feder und unterschreibt mit fester, klarer Handschrift das Protokoll, das außer der Verzichtleistung auf das Majorat noch die Mitteilung der gänzlichen Losagung seiner Familie von ihm enthält.

Wahrlich noch als der schlichte Abschied, die Verurteilung zu jahrelanger Festungshaft, wirft diese Unterschrift ihn zu den moralisch Toten. In stumpfer, starrer Apathie fragt er sich, was die Gesellschaft jetzt von ihm verlange?

„Nur die Kugel kann den Edelmann rehabilitieren“, — dieses oft gehörte Wort klingt ihm wie eine Erlösung in den Ohren. Die Kugel — dieses unschuldige kleine Stück Blei gibt ihm Ehre, gibt ihm Achtung zurück. Er erhebt sich, und fast scheint es, als wolle das alte Lächeln auf sein Antlitz zurückkehren. Er greift

nach dem kleinen Mordinstrument, das er mehr als Spielzeug mit sich führte, und das ihm nun ein Befreier von stummer, grenzenloser Selbstqual sein soll. Wie ein Vater sein Kind, so zärtlich betrachtet er die Pistole, versieht sie dann mit einer Kugel, und — — —

Über die kalte Waffe berührt nicht seine fieberhafte Schläfe; die halb erhobene Hand sinkt nieder, und sein Auge richtet sich in unheimlich flackerndem Glanz nach der Tür.

Die Tür hat sich geöffnet, und in dem Lichtstreifen, der hereindringt, steht eine schlanke, wohlbekannte Gestalt. Das liebe Anlich, das ihm entgegenblickt, verwandelt seine stumpfe Lethargie in Feuer; junges Blut, halb schon erstarrt, kocht auf, und in wildem Kreislauf tanzen die Gedanken in seinem Hirn.

„Margarete!“ ringt es sich los von seinen Lippen: wie Jubel und Trauer, wie der Wehelauf eines Ertrinkenden und der Aufschrei eines Geretteten klingt der Ton durch das Gemach. Er glaubt in diesem Augenblick an Halluzinationen und rührt sich darum keinen Schritt der süßen Erscheinung entgegen. Sie aber überzeugt ihn rasch, daß Blut und Leben in ihr pulsieren, und auf ihn zuwendend, löst sie mit sanfter Gewalt die Pistole aus seiner Hand, legt sie auf ein nahe Tischchen, nimmt dann seine beiden Hände und schaut mit dem strahlendsten Lächeln zu ihm auf. Ihre Liebe verbirgt dem körperlich und geistig Leidenden ihre eigene Sorge.

„Grüß Dich Gott, Geliebter“, flüstert Margarete und schmiegt ihren Kopf an seine Brust.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## 1 — 10.

Eine Jubiläums-Erinnerung an die Einführung der arabischen Ziffern vor 700 Jahren in Europa.

Von Dr. Curt Kreuschner.

Zu den wichtigsten geistigen Errungenschaften, die sich der Mensch in vorgeschichtlicher Zeit als Fundamente seines heutigen Wissens und Könnens erworben hat, gehört die Kunst, die Vielheit der Dinge durch Zahlen und Ziffern genau zu bestimmen. Wenn der vielfach verspottete, heute von der Wissenschaft aber doch recht ernst genommene Erforscher der Affensprache, Garner, zwar in überzeugender Weise nachgewiesen hat, daß seine Versuchstiere, die Kapuziner- und Spinnenaffen, und namentlich jung in Gefangenschaft geratene Menschenaffen, ein deutliches Verständnis für Zahlen bis zur 5 oder höchstens 7 entwickelten, so vermag doch kein Tier rechnerische Operationen mit Zahlen vorzunehmen, die ein ausschließliches Vorrecht des Menschen schon aus dem einfachen Grunde sind, weil auch das intelligenteste Tier in Ermangelung der Kunst des Schreibens keine Ziffern kennt, um die verschiedenen Zahlenbegriffe dadurch zu symbolisieren.

Schnell ist aber auch dem Menschen der Begriff der Zahlen und Ziffern keineswegs aufgegangen. Afrikareisende berichten noch jetzt häufig von Negerstämmen, deren Vorstellungsvermögen für Zahlen sie bei der 10 oder 20, nämlich der Zahl der Finger oder jener der Finger und Zehen, als der dem Menschen angeborenen Rechenmaschine, im Stich läßt. Selbst unter denjenigen, die die durchschnittliche Volksbildung genossen und das System der Zahlen und die Rechenkunst in mundgerechter Form mit vieler Mühe eingetrichtert bekommen haben, gibt es nicht wenige, denen eine klare Vorstellung dessen, wie viel eine Million, eine Milliarde oder eine Billion ist, abgeht, und obgleich der im Rechnen Geübte schließlich, wenn er die nötige Zeit aufwendet, mit beliebig großen Zahlen operieren kann, so versagt doch bei ganz großen Zahlen

jedes Fassungsvermögen für die durch sie ausgedrückte Vielheit, weil sich das System der Zahlen eben theoretisch nach allen Seiten in die Unendlichkeit ausdehnt, an der jede Fähigkeit des Begreifens zu scheitern wird.

Es ist vielleicht nicht ganz überflüssig, darauf hinzuweisen, daß Zahlen und Ziffern zwei recht verschiedene Begriffe sind, die sich zueinander verhalten wie Frucht und Schale, wie Körper und Kleidung, wie Unvergängliches und Vergängliches. Insofern als eine Menge von Einheiten derselben Art in ihrem Bestehen unabhängig davon ist, ob irgend eines Menschen Hirn sich von ihnen Rechenschaft gibt, sind die Zahlen abstrakte Begriffe, die unverrückbar in der Ewigkeit wurzeln, wie die Gesetze, denen sie unterworfen sind. Wandelbar dagegen ist das System des Zählens und der Ziffern, die sich der Mensch als schriftliche Zeichen zum Ausdruck der Zahlen erfunden hat und die eine nicht uninteressante Entwicklung durchgemacht haben, bis sie die heutige Form erreichten, die eine kaum zu übertreffende Schnelligkeit und Sicherheit des Rechnens selbst mit den gewaltigsten Summen gestattet. Zu einem Rückblick auf diese Entwicklung ist das Ende des laufenden Jahres aber besonders geeignet, weil jetzt gerade 700 Jahre seit dem Zeitpunkt verflossen sind, wo die heutigen, sogenannten arabischen Ziffern im Abendlande bekannt wurden.

Wenn wir heute mit Tausenden und Millionen wie spielend herumwerfen, denken wir wohl nur selten daran, wie mühevoll das Rechnen in alten Zeiten war, und man empfindet fast das Gefühl der Bewunderung, wie Griechen und Orientalen, besonders aber die im Rechnen gewandten Indier mit ihren ursprünglichen ungefügigen Ziffern der Operationen mit großen Zahlen Herr wurden.

Welche Bedeutung dabei die 10 als Grundzahl unseres bei fast allen Kulturvölkern angenommenen, dekadischen Zahlensystems für das Rechnen hat, kann hier außer Betracht bleiben. Ihren Sieg verdankt sie nur dem Umstande, daß der Mensch eben zehn Finger hat, und man kann ebenso gut auf der 5 wie auf jeder beliebigen anderen Grundzahl das ganze Reich der Zahlen aufbauen, wie dies z. B. im Basbreton, einer keltischen Sprache, auf Grund der 20 geschehen ist. Von dem vigesimalen System finden sich auch noch heute deutliche Spuren in der französischen Sprache, wo sich die Grundzahl zwanzig in den Ausdrücken der Zahlen von 70 bis 99 — man denke soixante-douze, quatre-vingt, quatre-vingt-dix-neuf u. s. w. — verrät.

Die ersten Ziffern sind mit der größten Wahrscheinlichkeit gleichzeitig mit den Schriftzeichen erfunden worden. Man setzte den ersten Buchstaben des Alphabets gleich 1, den zweiten gleich 2 und so fort, wie dies die alten Griechen taten, die ihr jonisches Alphabet zu diesem Zwecke durch drei sogenannte Episemen d. h. Buchstaben eines älteren, außer Gebrauch gekommenen Alphabets, nämlich durch das *Bau*, das *Koppa* und das *Sampi* vervollständigten, die hinter *Epsilon*, *Pi* und *Omega* eingeschoben wurden. Man bezeichnete nun die Zahlen von 1 bis 9 mit den Buchstaben von *Alpha* bis *Theta*. In Ermangelung eines Zeichens für Null, das erst im späten Mittelalter in Ausnahme kam, konnte man die Zehn natürlich nicht durch *Alpha* mit nachfolgender Null ausdrücken, sondern bezeichnete die Zehner: 10, 20, 30 . . . bis 90 mit den Buchstaben von *Zota* bis *Koppa* und die Hunderter: 100, 200, 300 . . . bis 900 mit den Buchstaben von *Rho* bis *Sampi*. Bequem war das Rechnen mit diesem System keineswegs. Abgesehen davon, daß man im Gebrauch von 27 Zeichen geübt sein mußte, leidet es an dem Übelstande, daß in ihm die Entwicklung der Hunderter und Tausender als Vielfachen der Zehner nicht erkennbar ist.

Mit wenigen Zeichen fand man ein Auskommen, indem man das sogenannte additive System anwendete, das nur Zeichen

für 1, 10, 100, 1000 und so weiter benutzt, von denen man so viel, wie zur Darstellung einer bestimmten Zahl erforderlich sind, neben einander setzt. Um diese Zeichen nun nicht zu oft wiederholen zu müssen, schaltete man dann noch besondere Zeichen für 5, 50, 500 usw. ein und gelangte so zu einer Schreibweise, die sich bereits dem Ziffernsystem nähert. Sie findet sich ebenfalls bereits auf älteren griechischen Inschriften, die als Ziffern die Anfangsbuchstaben der obengenannten Zahlworte, also Pente, Hexa, Heptaton, Chilioi und Myrioi benutzen und die Zahlen 500, 5000 und 50 000 dadurch markieren, daß sie das Zeichen der 5 in diejenigen für 100, 1000 und 10 000 hineinschreiben.

Auf demselben Prinzip baut sich auch das bekanntere römische Ziffernsystem auf, das für 1, 5, 10, 50, 100, 500 und 1000, wie bekannt, die Zeichen I, V, X, L, C, D und M gebraucht, so daß die Zahl des laufenden Jahres 1902 durch das Symbol MDCCCII ausgedrückt wird, während für höhere Zahlen ganz willkürliche Symbole, so z. B. für eine Million CCCICCCC geschrieben wurden.

Wie umständlich hierbei die Operation des Addirens war, wie sich ein größeres Multiplikationsexempel zu einer die größte Aufmerksamkeit erheischenden Auflösung in eine Menge Additionen gestaltete, ist ohne weitere Beispiele klar. Im frühen Mittelalter ging man deshalb dazu über, die Ziffern in besondere Kolonnen für Tausender, Hunderter, Zehner und Einer einzutragen, wobei dann natürlich in die betreffende Kolonne, z. B. in diejenige für Hunderter, wenn man 500 schreiben wollte, nicht das Zeichen D, sondern das Zeichen V gesetzt wurde, so daß man, um wieder ein bestimmtes Beispiel zu geben, behufs Addition der Zahlen 536, 540 und 63 diese Zahlen nicht mehr nach der alten Methode völlig ausschrieb, sondern in drei Kolonnen die entsprechenden Einerwerte eintrug. Das Exempel gestaltete sich also folgendermaßen:

536	:	V	III	VI
540	:	V	IV	
63	:		VI	III

worauf man die Addition schnell durch Summierung der einzelnen Kolonnen vollziehen konnte.

Wie man sieht, war man der heutigen Schreibweise hiermit schon außerordentlich nahe gekommen. Es bedurfte nur noch der Einführung einfacherer Ziffern für die Zahlen von 1 bis 9 und der Erfindung der Null zur Kennzeichnung des leeren Platzes in den Kolonnen, um letztere ganz entbehrlich zu machen und das gegenwärtig übliche System zu erreichen.

Man hat die Schaffung des Nullbegriffes den Neupythagoräern zugeschrieben. Dies ist jedoch ein Irrtum; denn die Null, die um das Jahr 600 n. Chr. erfunden wurde und die sogenannten arabischen Ziffern stammen beide aus dem Lande uralter morgenländischer Weisheit, aus Indien, und den Arabern haben wir nur ihre Übermittlung zu verdanken. Die Ziffern an sich, die zumteil eine von der heutigen Gestalt sehr abweichende Form hatten, fingen im 11. und 12. Jahrhundert in Europa an, bekannt zu werden und finden sich auch bereits vereinzelt in den Handschriften jener Zeit. Unbekannt war im Abendlande aber damals noch die Null und auch von der Benutzung des Stellenwertes der Ziffern zur Kennzeichnung der Zehner und ihrer Vielfachen hatte man noch keine Ahnung. Der Schlüsselstein, der die Kühne Wölbung des Systems über das ungeheure Reich der Zahlen vervollständigte, fehlte also damals noch.

Das Verdienst, uns damit bekannt gemacht zu haben, kommt dem um das Jahr 1130 zu Pisa geborenen Mathematiker Leonardo Fibonacci zu. Sein Vater, der in enger Beziehung zu den Hohenstaufen stand, hatte gegen das Ende des 12. Jahrhunderts eine Anstellung als Konsul in der arabischen Stadt

Bugia, und dort lernte der wißbegierige Jüngling das System in seiner Vollendung kennen. Nach Italien zurückgekehrt, stellte er es ausführlich in seinem im Herbst 1202 erschienenen berühmten Buche „liber abaci“ dar, so daß wir eben jetzt den siebenten Säkulartag der Einführung unserer Ziffern feiern können.

Trotzdem die Vorteile dieser ohne weiteres einleuchten, stellte sich, wie bei allen bedeutenden Fortschritten, die Macht der Trägheit und Gewohnheit der schnellen Verbreitung in den Weg. Selbst in mathematischen Werken herrschte das alte Ziffernsystem noch durch 3 Jahrhunderte fast unumschränkt und wich den neuen Ziffern erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Zuerst nahmen die Kaufleute, deren praktischer Sinn die Vorzüge dieser Neuerung vollaus würdigte, diese an; wenn es aber auch heute niemandem mehr einfallen wird, mit römischen Zahlen zu rechnen, so beweisen doch die auf vielen modernen Gebäuden und Denkmälern in letzteren verewigten Jahreszahlen der Erbauung, daß unpraktischer Sinn noch heute der Eitelkeit der Scheingelehrsamkeit die allgemeine Lesbarkeit für jedermann opfert.

Der Name „Ziffer“ stammt, wie hier erwähnt sein mag, damit auch die Etymologie zu ihrem Rechte komme, von dem arabischen Wort „sifr“, das dort aber nicht Ziffer schlechthin, sondern Null bedeutet, und sich als Wurzel des französischen zéro erhalten hat.

Mit dem Rüstzeug der 10 leicht erlernbaren Ziffern, die das Schulkind sich schneller zu eigen macht als die acht Alphabete, die der junge Deutsche zu lernen hat, vermögen wir nach leicht erlernbaren mechanisch zu handhabenden Regeln die größten Rechenoperationen mit Schnelligkeit auszuführen und das Gebiet der Zahlen fast ohne Einschränkung zu beherrschen, wo die Millionen und Milliarden, die Billionen, Trillionen, Quadrillionen usw. in endloser Reihe folgen. Zahlenungeheuer wie die Centesillion, die aus der Eins und 600 nachfolgenden Nullen besteht, haben natürlich keinerlei Wert für die Praxis selbst der umständlichsten Rechnungen. Obwohl die Gesetze der Zahlentheorie auch dort noch ebenso herrschen wie im Kleinen, befinden wir uns praktisch bei solchen Zahlen bereits im Chaos der Unendlichkeit.

Die unererschöpfliche Leistungsfähigkeit unseres Ziffernsystems erkennt man aber erst dann, wenn man sich vergegenwärtigt, daß nur mit diesem die Operationen des Potenzierens leicht ausführbar sind, auf denen das für den Gelehrten unentbehrliche Rechnen mit Logarithmen beruht.

Vier einfache Reunen, die in der Richtung schief rechts nach oben übereinander geschrieben werden, wie man Potenzen zu bezeichnen pflegt, und paarweise eingeklammert sind, also  $9$  in die neunte Potenz erhoben und dann nochmals mit derjenigen Zahl als Exponent behandelt, die man durch die erste Potenzierung erhält, ergeben ein Zahlenmonster, gegenüber dem jeder menschliche Geist seine Ohnmacht einbekennt. Dieses anscheinend unschuldige Symbol

(9<sup>9</sup>)<sup>9</sup>

stellt eine Zahl von rund 3332 Millionen Ziffern dar, zu deren Niederschrift, wenn man auf einen Zentimeter zwei Ziffern rechnet, man einen Papierstreifen brauchen würde, der 16 659 Kilometer lang wäre, also auf den Erdball in der Meridianrichtung quer über den Äquator gelegt vom 72. nördlichen Breitengrade bis zum eben so vielten südlichen, und somit vom eisigen Innern Grönlands bis zum hypothetischen Südpolarkontinent reichen würde.

(Nachdruck verboten.)

## Ein verhängnisvoller Irrtum.

Originalskizze von Franz Werner.

Eine größere Reise führte mich durch meine Vaterstadt, die ich seit Jahren nicht gesehen. Mit dem Abendzuge traf ich ein, und da ich einen Aufenthalt von vier Stunden hatte, beschloß ich, dem Friedhofe, auf dem meine Eltern ruhten, einen Besuch abzustatten. Nachdem ich mich gesäubert und restauriert, sprang ich in die vorüberfahrende Straßenbahn, welche die Friedrich Wilhelmstraße ihrer ganzen Länge nach durchschneidet, und an deren Nordende sich der alte Kirchhof befindet. Es war ein wundervoller Sommerabend, und wenngleich nicht mehr früh, doch immerhin früh genug, um mein Vorhaben auszuführen. Bald war ich am Ziele angelangt, und vor mir, hinter der massiven Mauer lag der Begräbnisplatz. Nichts erinnerte von der Straße aus an einen solchen, und ein Fremder konnte dort ebenso gut auch einen uralten Park vermuten. Auf der Straße, an der Friedhofsseite hielt eine elegante Equipage und der graubärtige Kutscher durfte seine Aufmerksamkeit auch nicht einen Augenblick von den feurigen Rossen ablenken, während der jugendliche Diener mit besorgter Miene nach dem Pfortchen spähte, welches sich hart an dem Häuschen des Totengräbers oder, wie er hier offiziell heißt, des Friedhofsgärtners, in der Kirchhofsmauer befindet.

Wie ich erwartet, war die Pforte noch nicht geschlossen. Ich öffnete sie und trat ein.

Süßer Blumenduft umfing mich, und je weiter ich vordrang, desto stärker wurde er. Nur zwei Personen bemerkte ich. Ein älterer Herr huschte im Hauptgange an mir vorüber und eilte dem Ausgange zu, und eine alte Frau, barfuß und hochaufgeschürzt, mit zwei Gießkannen und einem ungeheuren Schlüsselbunde beladen, entschwand zwischen den Gräbern meinen Blicken.

Unaufhaltbar eilte ich vor. Die Sonne war schon untergegangen und die Dunkelheit nahte mit Riesenschritten. Zwischen dem Grün der Lebens- und Sadeebäume, der Trauereschen und Trauertweiden, der Rosen-, Flieder- und anderer Sträucher schimmerten Kreuze und Leichensteine weiß hervor, und die angekettenen Stühle und Bänke vor und in den Gittern luden zum Sitzen ein.

Unmöglich konnte ich weit von der Mauer der Rückseite entfernt sein, und unfern dieser hatte ich die Hügel meiner Lieben zu suchen. Vater und Mutter waren kurz nach einander abgerufen und als einige der letzten auf dem alten Friedhofe begraben worden. Später Verstorbene brachte man bereits auf den neu angelegten am entgegengesetzten Ende der Stadt.

Ich bog in einen Seitenpfad rechter Hand, hielt mich hart links, und richtig, ich hatte sie gefunden. Noch vermochte ich beim Nähertreten die Namen auf den Steinen zu entziffern. Ich kniete nieder und betete. In andächtige Stimmung versunken bleibe ich auch nach dem Beten. Die Welt mit ihrem Glück und Gram, Hasten und Jagen, Rauschen und Brausen liegt hinter mir. Eine feierliche Stille umgibt mich. Selbst das schrille Klingeln der „Elektrischen“ ertönt gedämpft in weiter, weiter Ferne. Die gesiederten Sänger schlafen, und leise, leise säuselt der Abendwind in den Wipfeln der hohen Bäume, um sie nicht zu wecken. Hier wohnt tiefer Frieden. Zum Beten ein geeigneter Ort, aber zum Ausruhen, zum Schlafen noch geeigneter. Fast könnte man die Schläfer da unten beneiden.

Da erklingt das Glöcklein neben der Leichenhalle. Nun schweigt es, und wieder ist es still und ruhig wie vorher. Ich bin allein, der einzig Lebende unter Toten! Aber ich muß

fort, denn zehn Minuten nach dem Läuten wird das Pfortchen geschlossen. Schon will ich mich erheben, als ich wie gebannt in meiner Stellung verharre.

Was war das? Nun höre ich's wieder. Ich bin nicht allein, ich habe Gesellschaft, und zwar in nächster Nähe. Aber was für Gesellschaft?

Deutlich vernehme ich wieder das Kragen und Scharren, aber jetzt ein Gewimmer und Gejammer, ein Aufseufzen und Aufstöhnen, nur einzelne aufgurgelnde Laute, darauf abgerissene, unartikulierte Worte. Die Aussprache wird deutlicher. Es ist immer ein und dasselbe Wort, und jetzt habe ich's auch verstanden. Aber was für ein Wort an diesem Ort!

Und nun wieder: „Verflucht!“ Ich irre mich nicht, meine Sinne sind gespannt, ich höre mit allen Sinnen. „Verflucht!“ Ich höre es schon lauter und „In alle Ewigkeit verflucht!“ erschallt es mit heiserer, krächzender Stimme hinausgeschrien, nein hinausgebrüllt, und „Verflucht!“ hallt es von der Hintermauer des Friedhofs im Echo zurück. Darauf folgt ein gräßliches Geheul, das mir durch Mark und Bein geht und wie Hohngeklächter der Hölle widerhallt, und ich höre einen dumpfen Fall.

Nun ist es still, totstill. Mich überläuft's, eiskalt läuft's mir den Rücken herunter. Das Herz setzt aus, und der kalte Schweiß perlt mir auf der Stirn. Aber mein Gehirn arbeitet vorzüglich, nie war es mir oben so klar, und plötzlich durchzuckt's mich wie eine Offenbarung: es ist ein Wahnwitziger! Das Herz setzt mit seiner Tätigkeit wieder ein.

Vorsichtig teile ich die trennenden Büsche, und auf einem in überreicher, verschwenderischer Pracht geschmückten Grabhügel liegt eine Gestalt regungslos, tot?!

Ich stehe auf, um den Friedhofsgärtner zu holen. Aber schon nähern sich eilende Schritte, und ich höre unterdrückte Stimmen. Jetzt sind zwei Männer da, der junge Diener und der alte Gärtner. Offenbar haben sie das Geheul der Irren vernommen und kommen, ihn zu holen. Ich hüftete, trete aus dem Dunkel in den helleren Gang und biete meine Dienste an. Überrascht fährt der Junge zurück, der Alte akzeptiert sie nickend. Wir treten zu dem Liegenden.

„Ist er tot?“ frage ich flüsternd.

„Bewahre, nur todmatt nach dem Anfall“, antwortet der Bediente ebenso leise. Wir heben ihn empor, einen großen Mann, aber leicht, federleicht. Ich beuge mich über sein Antlitz. Die eingefallenen Züge sind blaß und hager, Haar und Bart weiß. Jetzt stöhnt er leise. Behutsam tragen wir ihn stumm durch Gänge und Stege bis zur Pforte. Hier hält der Wagen und der Schlag ist bereits geöffnet. Ungeduldig stampfen die Pferde auf dem Pflaster, daß die Funken fliegen. Wir heben ihn hinein und betten ihn auf die Polster. Sorgsam birgt der Diener das Haupt des Leidenden in seinem Schoße. Er nickt uns zu. „Gute Nacht, Gustav!“ spricht der Totengräber und schließt die Wagentür. Die edlen Tiere ziehen an, und im scharfen Trab rollt das Gefährt der Stadt zu.

Mir ist noch immer kalt.

Kurz verabschiedet sich der Alte und geht seiner Behausung zu. Mit einem Satz bin ich neben ihm. „Nein, so gehen wir nicht auseinander. Wer war das? Was ist's mit dem Unglücklichen?“ und ich lade ihn ein, mit mir in das gegenüberliegende Restaurant zu treten.

„Kennen Sie ihn nicht? Sind Sie fremd hier?“

„Durch längere Abwesenheit fremd geworden“, erwidere ich.

„Dann gehen Sie, bitte, vor, ich komme nach. Nur die Pforte muß ich schließen und meiner Alten sagen, wo ich bleibe.“

Ich gehorche und betrete das Lokal. Ein Kellner eilt auf mich zu und fragt: „Ist Ihnen nicht wohl, mein Herr?“

„Mich friert. Schnell eine Flasche Madeira und zwei Gläser, hier ins Nebenzimmer!“ Mich schüttelnd und mir die Hände reibend gehe ich fröstelnd auf und ab. Der Wein ist da. Zwei Gläser hintereinander stürze ich herunter. Das tut wohl. Darauf fülle ich beide Gläser. Inzwischen ist auch der Friedhofsgärtner gekommen, geschwind hat er noch einen besseren Rod angezogen. Ich gehe ihm entgegen und führe ihn an mein Tischchen. Wir stoßen an und trinken. Dann setzen wir die Zigarren in Brand. Eine wohlthuende Wärme durchströmt meinen Körper. Das Fieber ist fort.

Der alte Gärtner sieht mich mit fragenden Blicken an.

„Wenns Ihnen recht ist, beginnen Sie!“ bitte ich ihn.

Wieder stärken wir uns, dann räuspert er sich und erzählt:

„Gener Unglückliche war Graf Egon Waranowski. „Der verrückte Graf“, wie er jetzt heißt, „der schöne Graf“, wie er vor zwei Jahren hieß. Er war der stattlichste Offizier im ganzen Husarenregiment und ist ungeheuer reich. Ein vornehmer eigenartiger Herr! Still lebte er für sich. Jedes Heraustreten in die Öffentlichkeit haßte er, und während seine Kameraden die Nächte hindurch zechten und spielten, saß er bei den Büchern. Ich weiß es, wie keiner, denn mein Nefse Gustav war Bursche bei ihm und ist jetzt sein Diener. Sie haben ihn gesehen. Auch um die Weiber kümmerte sich Waranowski nicht, obwohl ihm alle Herzen zuslogen. Es war eben die Rechte noch nicht gekommen. Und sie kam!

In unser Stadttheater wurde die Schauspielerin Kasparj engagiert. Zwar spielte sie noch kleinere Rollen, aber man prophezeite ihr eine große Zukunft. Beim Publikum war sie sehr beliebt. Diese Elise war ein Bild, ein Engel von Schönheit und Tugend, und nun fängt die Geschichte an.

Der schöne Graf und die schöne Kasparj, ein Paar, wie für einander geschaffen. Aber sie wurde nicht umsonst „die stolze Prinzessin“ genannt, und nicht schlecht ließ sie den Grafen abfallen! Mein Nefse mußte die teuren Bouquets immer wieder zurücknehmen. Das aber reizte den Herrn Oberleutnant erst recht. Durch Agenten läßt er die genauesten Erkundigungen über sie einziehen, und ihr Leben liegt vor ihm rein, fleckenlos. Wohl liebte sie den Grafen, doch sein Spielzeug? Nimmermehr! Aber sie soll Frau Gräfin werden, und das ändert die Sache. Vorher jedoch will er sich der Einwilligung seiner Mutter vergewissern, und wenngleich er ihrer Zustimmung im voraus sicher ist, muß er als guter Sohn doch mit ihr sprechen. Alsdann wird er mit ihrem Vater reden.

Er reißt ab und kehrt zwei Tage früher zurück, wie er angegeben. Die Mutter gibt ihren Segen. Da findet er in seiner Wohnung einen Brief vor, der eine gemeine Anschuldigung gegen Fräulein Kasparj enthält. Er ist außer sich. Zwar weiß er bestimmt, daß ein Irrtum oder eine Böswilligkeit vorliegen muß, immerhin aber ist der gute Ruf der jungen Dame angefaßt und sie in eine schmutzige Angelegenheit verwickelt. Wird diese untersucht, und das wird und muß geschehen, so tritt wohl ihre Unschuld zu tage, aber das Fräulein kommt nun erst recht in der Leute Mäuler.

Die Geschichte ist den Zeitungen ein willkommener, weil interessanter Stoff und wird gehörig breitgetreten. Es widerspricht jedoch seinem Wesen, daß man sich mit seiner Erwählten in dieser Weise, daß sich überhaupt die Öffentlichkeit mit ihr beschäftigt. Vielleicht bleibt gar ein Schatten zurück?! Die Vergangenheit der künftigen Gräfin Waranowski darf aber nicht durch einen Hauch getrübt sein, und daher beschließt er, obgleich schweren Herzens, das Verhältnis zu lösen. Die Ehre seines Hauses geht ihm über seine Liebe. Da sich die Dame in der Probe befindet, und er sie nicht persönlich antrifft, nimmt er schriftlich von ihr Abschied.

Die Kasparj ist tödlich erschrocken. Was ist geschehen? Zum Fragen ist sie zu stolz, und so weiß sie von nichts. Eins aber weiß sie: es ist aus! Ohne ihn kann sie nicht leben, und ihrer warten Hohn und Spott der Kolleginnen, der Welt. Wie werden sie die Närrin verlachen, die einen Grafen heiraten wollte!

Witwe Finger, ihre Wirtin, ist nicht zu Hause, und dem Mädchen sagt sie, daß sie zu ihrem plötzlich erkrankten Vater reisen müsse. Eine Begleitung zum Bahnhof lehnt sie ab.

Der Graf hat die ganze Nacht gewacht und einen harten Kampf gekämpft. Die Geliebte ist rein und schuldlos, und wie darf er sie entgelten lassen, wofür sie nichts kann. Seine Liebe siegt. Er will gut machen und die Schuldigen zur Rechenschaft ziehen. Daher begibt er sich in ihre Wohnung. Das Fräulein ist zum Herrn Rechnungsrat Kasparj gereist, heißt es. Ihm ahnt Unheil.

Eine telegraphische Anfrage an ihn besagt, daß sie nicht angekommen ist. Aber bald trifft der Vater ein. Er hat von ihr einen Brief erhalten, in welchem sie ihm Liebeswohl sagt und ihn bittet, sie auf dem alten Kirchhofe zu begraben. Erschüttert legt ihm der Graf eine Generalbeichte ab. Beide suchen sie überall vergebens. Während dieser Zeit leidet Waranowski, von Vorwürfen gepeinigt und gefoltert, unsäglich, und als man endlich ihre Leiche findet und er sie erblickt, wird er wahnsinnig. Mit geladenem Revolver dringt er ins Polizeibureau und feuert auf einen Beamten zwei Schüsse ab, ohne ihn zu treffen. Er wird überwältigt und in eine Irrenanstalt gebracht, Fräulein Kasparj aber auf dem alten Friedhof — ihrem letzten Wunsche gemäß — begraben. Es war ein großer Leichenzug. Die halbe Stadt gab ihr das Geleit, sogar der alte Superintendent, obwohl sie eine Selbstmörderin war.“

Hier hielt der Alte erschöpft inne.

Ich trank ihm zu, und er tat mir Bescheid. Dann fragte ich:

„Wessen hatte man Fräulein Kasparj verdächtigt? Ist es bekannt geworden?“

„Gewiß, groß und breit stand es später in allen Zeitungen. Ein Musketier war durch ein unbekanntes Frauenzimmer, das sich Elise Kasparj nannte, des Diebstahls beschuldigt worden. Die Person hatte bezüglich ihrer Herkunft und Wohnung bei der Kompanie nähere Angaben gemacht, war aber unter der so angegebenen Adresse nicht zu finden. Da sie als Zeuge vernommen werden sollte, versuchte das Kriegsgericht, sie durch die hiesige Polizei zu ermitteln. Es erging daher eine Anfrage an die städtische Polizeiverwaltung . . . doch halt, Herr, ich kann Ihnen sogar den Wortlaut angeben, denn ich habe es mir seiner Zeit ausgeschnitten und verwahrt.“

Er faßte in die Innenseite des Rodes, zog ein Notizbuch heraus, entnahm ihm ein Stück bedrucktes Papier und überreichte es mir. Ich las:

„In der Untersuchung wider den pp. . . wegen Diebstahls ersuchen wir ergebenst um baldgefällige Mitteilung, ob dortseits Näheres über den Aufenthalt und die Wohnung der angeblich unbehelichten Elise Kasparj bekannt ist. Dieselbe soll aus N. kürzlich zugereist sein und will am r. r. im Stadtwäldchen von pp. . . ihres Portemonnaies bestohlen worden sein. In einem Vermietungsbureau, das sie als Adresse angab, ist sie unbekannt.“

Der Gerichtsherr.

Der Kriegsgerichtsrat.

pp.

pp.

Darunter stand auch die Antwort der Polizeiverwaltung: „Die unbehelichte Elise (nicht Else!) Kasparj wohnt hier Berlinerstraße 10 bei der Amtsanwaltswitwe Finger.

I. Polizeikommissariat.

pp.

Weiter sah ich noch einen Vermerk des Einwohner-Meldeamts:

„Schauspielerin Elise Kasparj Berlinerstraße 10 bei der Amtsanwaltschwitwe Ernstine Finger gemeldet.“

Ich gab ihm den Zettel wieder und fragte: „Wurde der Kommissar nicht auch in eine Anstalt geschickt?“

„Nein, aber streng bestraft wie die anderen Schuldigen, und zwar auf Veranlassung des Regierungspräsidenten. Die Polizeiverwaltung suchte sich nämlich weiß zu waschen und schob die Schuld auf das Kriegsgericht. Aber Rechnungsrat Kasparj focht die Sache durch und veröffentlichte zum Schluß alles, weil es Leute gab, welche die Ehre seiner toten Tochter angriffen.“

„Seiner Brief, den der Graf bei seiner Rückkehr fand, berichtet ihm die Anfrage des Kriegsgerichts und die Antwort der Polizei, nicht wahr?“

„Sawohl, Herr.“

„Und wer hatte ihn geschrieben?“

„Die Schauspielerin Nabe. Vergebens hatte sie früher versucht, mit Graf Waranowski anzubändeln. Als er von ihr nichts wissen wollte, wagte sie das Letzte. Tief verschleiert kam sie in seine Wohnung zu einer Zeit, in der sie ihn nicht zu Haus wußte. Sie gab vor, eine Verwandte zu sein und erklärte warten zu wollen, bis der Herr Oberleutnant komme. Bald darauf kam dieser, und nun warf sie sich ihm an den Hals. Er gebot ihr, ihn zu verlassen. Da sie es nicht tat, klingelte er meinem Neffen und befahl ihm, die Dame nach Hause zu begleiten. Sie dankte und ging. Das konnte sie dem Grafen natürlich nicht vergessen und daher ihre Rache. Das Schreiben hatte sie mit ihrem vollen Namen unterzeichnet und auch die Quelle genannt, aus der sie den Inhalt wußte.“

„Und wer hatte ihr verraten, was doch nur die beteiligten Beamten vorläufig wissen konnten?“

„Sie bewohnte zwei möblierte Zimmer beim Kriegsgerichtsboten. Dieser erzählte den Fall seiner Frau und von letzterer hatte es die Nabe unter dem Siegel der Verschwiegenheit erfahren und es dem Grafen brühhwarm geschrieben.“

„Aber Fräulein Elise Kasparj, wußte von garnichts?“

„Von gar nichts! Wie sollte sie auch? denn das Kriegsgericht hatte sofort den polizeilichen Irrtum erkannt und sie nicht zum Termin geladen. Übrigens wurde auch die wirkliche Elise Kasparj entdeckt. Sie war ein liebedliches Subjekt, arbeitete in einer Zigarrenfabrik und hatte sich überhaupt nicht polizeilich angemeldet.“

„Wie kommt es, daß der Graf wieder hier ist?“

„Er wurde aus der Anstalt als nicht gemeingefährlich entlassen. Er ist tief sinnig. Morgens und abends fährt er zum Kirchhof. Bisweilen bekommt er einen Anfall, wie Sie vorhin gehört und gesehen haben. Dann will er zu ihr. Er krazt am Grabhügel, jammert und weint, schreit und flucht. Seine Mutter ist nun auch zu ihm gezogen. Sie ist eine große Wohltäterin und trägt gottergeben ihr Schicksal.“

Soweit der Alte.

Den Zug hatte ich verjäumt. Wir leerten die Flasche und trennten uns.

Nach ungefähr zehn Wochen las ich in einer größeren Zeitung auch eine Notiz aus meiner Heimatstadt.

Graf Waranowski, so hieß es, ist seinem Leiden erlegen. Gottlob, dachte ich, nun ist er bei ihr.

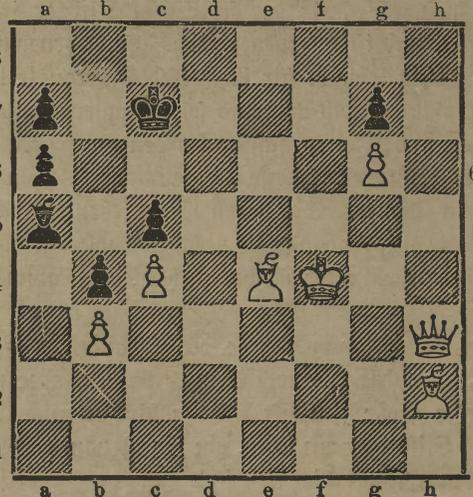
(Nachdruck verboten.)

**Rätsellecke.**  
Bilderrätsel.



**Schachaufgabe.**

Von D. Nemo und K. Erlin in Wien  
Preisgekrönt im Turnier des British Chess Mag.



Weiß.

(7+7)

Weiß zieht an und setzt in 3. Zügen matt.

**Auflösung des Bilderrätsels.**  
Bankdirektor.

**Auflösung des Magischen Quadrats.**

T R A U M  
R O L L E  
A L L E R  
U L E M A  
M E R A N

**Auflösung des Akrostichons.**

Maß, Ueber, Traum, Trumpf, Ebering, Rost, Lende,  
Ilias, Estrich, Beule, Edom. — Mutterliebe.

**Auflösung der Skatenaufgabe.**

V tournierte, a7, fand noch dA und brückte bK, D.

Kartenverteilung:

B. aK, D, 9, 8, 7; c9; dA, 10, K, 9.  
M. a, bB, a10; b10, 9, 8; cA, 8, 7; dD.  
S. c, dB, aA; bA, 7; c10, K, D; d8, 7.

Spiel:

1. B. a7, a10, aA (-21)      2. S. cK, c9, cA (-15)  
3. M. c8, cD, aK            4. B. a8, bB, dB (-4)  
5. M. dD, d7, dA            6. B. a9, aB, cB, (-4)

Die andern Stiche nimmt der Spieler und die Gegner sind somit also nur bis 44 gekommen.

Nichtige Lösungen gingen ein von: Franz und Karl Julius, Schnarewski, Elsa König, Herta Krahn, Kurt Teufer, Ella und Kurt Rolander, Luise u. Hertha Frost, Otto Diptau, Hildegard Schroeder, Ella Böhlke, Margarete Bartsch, Ernst Hartwig, Emil Garber, Kurt Starb, A. Niedermann, Alara Düllberg, Helmut Schlieper, Eduard Bogier, Hugo Brünning, Bromberg, Kurt Worlitzsch, Bleichfelde, Friedrich Janowski Schwedenhöhe, Hans Schiersch Neu Veeltz, Grete und Kurt Schendel, E. Volk, Alfred Cohn, Hermann Kurnik, Herbert Need, Rudolf Schulze, Arno Schneider, Hans Wolfram v. Engelmann, Willi Neubert, Hans Schaffstädt, Warmke, Wiesenberg, Arthur Leusch, Agnes u. Hans Wende, Karl Neumann, Bromberg, Alfred Buchalski Potsdam, Fritz Schauer Schleusenau, Billy Fenske Prinzenthal, Carl Pfefferborn, Johann Orlikowski, Schrödter, Gertrud Tscharnke, Ziebarth, Hagedorn, Franz Diete, Georg Wichert, Erwin Redemsky, Elisabeth Stieff, Gähler, Johanna Schmelzer, Ewald Beck, Irma Brunt, Minna Kersten, Paul Bergmann, Bromberg, Clemens Garski Schröttersdorf, Martha Daebel Hafenschleuse, Karl Wiederhöft, Schulke, Schneider, Martini, Twardowski, Adolf Butkofzer, Bromberg.